

JERUSALEM



Gemeindebrief Nr. 3/2017

Juni – August 2017

Das **Diakonissenhaus Jerusalem**, Schäferkampsallee 30, das „Ella-Louisa-Haus“, wurde vom Diakoniewerk an einen Investor verkauft. Die Schwestern haben weiterhin Wohnrecht und leben in Gemeinschaft zusammen. Die Schwesternschaft gehört dem Kaiserswerther Verband an und versteht sich als Glaubens- und Lebensgemeinschaft evangelischer Christinnen, in der Spiritualität, Gastfreundschaft und Begegnungen ihren Platz haben. Die Zahl der Diakonissen ist kleiner geworden, aber auch die „Feierabendschwestern“ tragen mit ihrer Fürbitte und der ihnen noch zur Verfügung stehenden Kraft unsere Jerusalem-Gemeinde mit.

Das Krankenhaus Jerusalem

Bereits seit dem Jahre 1913 vereint das Krankenhaus Jerusalem hohe Fachkompetenz mit intensiver persönlicher Zuwendung. Ständige Erweiterungen und umfassende bauliche Erneuerungen haben die Klinik im Zentrum von Hamburg kontinuierlich dem Stand des medizinischen Fortschritts angepasst – so beherbergt das Krankenhaus Jerusalem hinter seiner historischen Fassade heute eine moderne Belegarzt-Klinik mit 105 Betten. Im Zuge von Gesundheitsreform und anderen Anpassungen war aber nun auch dies nicht mehr ausreichend, um die Arbeitsplätze und den Betrieb dauerhaft sicherzustellen. Deshalb wurde ein Verkauf eingeleitet. Mit dem Wechsel des Klinikträgers im September 2007 und einer Investitionssumme von zehn Millionen Euro wird das Krankenhaus Jerusalem nun schrittweise erweitert und modernisiert werden. Eine Liste mit Namen und Adressen der Fachärzte ist in der Aufnahme des Krankenhauses erhältlich.

Inhaltsverzeichnis:

Editorial	Seite	1
Lorenz Timnik, Feierabendandacht	Seite	2
Hans-Christoph Goßmann, Predigt über Exodus 33, 17b-23	Seite	3
DKR begrüßt Kundgebung der EKD-Synode	Seite	8
KLAK-Zwischenruf „... auf dem Weg zu einer reformatorischen Theologie im christlich-jüdischen Dialog“	Seite	9
Thomas Morell, Vor 200 Jahren wurde in Hamburg das Liberale Judentum begründet	Seite	13
Wolfgang Seibert, Jüdischer Humor	Seite	14
Regelmäßige Veranstaltungen	Seite	17
Germaine Paetau, Neues von der Musik	Seite	18
Neuerscheinung	Seite	18
Helga Kießling, Abschlusskolloquium – ein Erlebnisbericht	Seite	19
Veranstaltungskalender	Seite	20

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa: IBAN - DE33 2005 0550 1211 1292 16 BIC - HASPDEHHXXX

Evangelische Bank eG: IBAN – DE25520604106306446019 BIC – GENO DEF1 EK1

Konto des Fördervereins Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.:

Haspa: IBAN - DE40 2005 0550 1211 1237 55 BIC - HASPDEHHXXX

Unsere Internet-Seiten finden Sie unter: Jerusalem-Kirche = www.jerusalem-kirche.de

Bestellungen und andere Anfragen richten Sie bitte an die Jerusalem-Gemeinde

Sekretariat: Frau Birthe Henkel, Schäferkampsallee 36, 20357 Hamburg, Öffnungszeiten:

Di. und Do. von 9.00 bis 12.00 Uhr und Mi. von 14.30 bis 17.30 Uhr, Telefon: 040/202 28 136,

Fax: 040/202 28 138, E-Mail: jerusalem-kirche@gmx.de,

Pastor: Dr. Hans-Christoph Goßmann, Telefon: 32 84 20 64 E-Mail: jerusalem-pastor@gmx.de

Impressum:

Herausgeber ist die ev.-luth. Jerusalem-Gemeinde zu Hamburg. Auflage: 600 Stück

Redaktion: Dr. Hans-Christoph Goßmann, Druck: Druckerei Dietrich GmbH, Beeksfelde 18, 25482

Appen/Pi. Für namentlich gekennzeichnete Artikel zeichnen die Autoren verantwortlich.

Der Brief erscheint viermal im Jahr und wird auf Spendenbasis an Mitglieder und Freunde der Gemeinde verschickt. **Redaktionsschluss** für den Jerusalem-Brief 4-2017 ist der 17. Juli 2017.

Editorial



Liebe Leserin,
lieber Leser,
Lorenz Timnik,
Co-Pastor der
Jesusfriends,
wird Ende Juni
die Jesusfriends
und damit auch
die Gemein-
schaft der „Drei
Gemeinden un-
ter einem Dach“
verlassen und

nach Berlin ziehen. Wir wünschen ihm für seinen künftigen Weg den reichen Segen Gottes!

Hier können Sie die Ansprache lesen, die er im Rahmen der Feierabendandacht am 6. Juli des letzten Jahres gehalten hat.

Den Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen, woran wir glauben, teilen viele von uns. Eine Predigt über Exodus 33, 17b-23 – einen Text, in dem es um diesen Wunsch geht – finden Sie auf den folgenden Seiten.

In der vorletzten Ausgabe des Jerusalem-Briefes war die Erklärung der EKD-Synode vom November 2016 „... der Treue hält ewiglich.“ (Psalm 146,6) Eine Erklärung zu Christen und Juden als Zeugen der Treue Gottes abgedruckt (Jerusalem-Brief 1/2017, S. 6f.). In dieser Ausgabe ist die Stellungnahme des ‚Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit‘ (DKR) zu dieser Erklärung dokumentiert.

Die „Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden“ (KLAK) hat anlässlich des Reformationsjubiläums den Zwischenruf „... auf dem Weg zu einer reformatorischen Theologie im christlich-jüdischen Dialog“ veröffentlicht. Diesen Zwischenruf finden Sie ebenfalls in dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes.

Am 18. Mai hielt Dr. habil. Andreas Brämer, der stellvertretende Direktor des Instituts zur Geschichte der Deutschen Juden, in der Jerusalem-Akademie einen

Vortrag über das Thema „Zwischen Tradition und Aufbruch: 200 Jahre Reformjudentum“ und erinnerte somit daran, dass wir in diesem Jahr nicht nur das Reformationsjubiläum begehen, sondern auch die Gründung des liberalen Judentums vor 200 Jahren. Thomas Morell gibt auf den folgenden Seiten einen Einblick in die Geschichte dieser Gründung.

Dr. Wolfgang Seibert, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Pinneberg, hat im letzten Jahr in der Jerusalem-Akademie einen Vortrag über jüdischen Humor gehalten. Den Text dieses Vortrags können Sie auf den folgenden Seiten nachlesen.

In musikalischer Hinsicht hat sich in der letzten Zeit in unserer Kirche wieder viel getan. Daran erinnert Frau Germaine Petau in ihrem Beitrag „Neues von der Musik“.

In der Buchreihe unserer Jerusalem-Akademie ist ein neues Buch erschienen, das in dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes vorgestellt wird.

Am 24. April 2017 hat Herr Rüdiger Sollfrank das Abschlusskolloquium seines Küsterlehrgangs erfolgreich absolviert. Dazu gratulieren wir ihm ganz herzlich! Einen Bericht über dieses Kolloquium können Sie auf den folgenden Seiten lesen. Welche regelmäßigen Veranstaltungen durchgeführt werden und wann die nächsten Gottesdienste und Bibelstunden stattfinden werden, können Sie dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes natürlich wie gewohnt auch entnehmen.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen Ihr

Hans-Christoph Goßmann

Monatsspruch im Monat Juni 2017

Man muss Gott mehr gehorchen
als den Menschen.

Apostelgeschichte 5, 29

Feierabendandacht von Pastor Lorenz Timnik

„Glaube ist wie entspannen in der Gegenwart von jemandem, der es gut mit mir meint.“

*Nadia Bolz-Webber
Pastorin der lutherischen Kirche
in Denver, USA*

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde... Auf den ersten Seiten der Bibel wird geschildert, wie Gott die Welt in die Existenz liebt. Und wissen Sie, was die ersten Handgriffe dabei sind? Was er so alles tut? So beginnt das erste Buch der Bibel: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Und die Erde war wüst – leer – voller Chaos.

Also schuf Gott erst mal Ordnung; im Gegensatz zu meinem Zimmer bekam alles seinen Platz und

Raum zum Leben: Für die Fische machte er Wasser (außer für Goldfische, für die machte er Aquarien); für die Vögel eine genial-konstruierte Atmosphäre bestehend aus Troposphäre, Stratosphäre, Mesosphäre und Ionosphäre; wobei bis nach oben nur die ganz komischen Vögel wollen, z.B. Neil Armstrong. Und für die Landtiere – naja, machte er Land. Es war wie ein lebendiges Bild; nicht statisch, festgemeißelt oder mechanisch festgeschweißt – sondern statt fertiges Brot zu backen, machte Gott Samen und ließ es darauf regnen, sodass Weizenfelder entstanden; und anstatt die Kokosmilch in Tetrapacks zu verbannen, legte er Palmengärten an. Am Schluss machte Gott ganz besondere Wesen: Menschen, die in zwei verschiedenen Standardausführungen produziert wurden, männlich



und weiblich. Gott war hin- und weg von dieser unfassbar tollen Kreatur, die er sich selbst ausgedacht hatte – und obwohl er tausende Vögel, Fische und sonstige Tiere gemacht hatte, konnte er nicht anders: Er fand, dass es noch ein Menschenexemplar wie Sie gebraucht hat.

Gott macht kontinuierlich Raum. Einen Schutz-Raum für das Leben; Gott baut diese Welt und er schöpft aus dem Vollen; es gibt puren Überfluss und Verschwendung an allen Ecken und Enden – aber das alles kann deshalb existieren, weil er

Struktur gibt: Am Anfang, so sagt es die Bibel, ist alles von chaotischen Wassermassen, die das Leben bedrohen, überlagert. Aber Gott sortiert das. Ein Fluss hier; die Elbe dort bei Hamburg; die Ostsee, damit Hamburger ein Freizeitziel haben, drei Ozeane schön ver-

teilt... und dazwischen Land und darüber Luft. Und er gestaltet all diese Räume (Wasser, Land, Luft) so, dass dort Leben sein kann! Das ist sein Ding; sein größtes Anliegen: Er gibt Raum zum Leben; für Fische; Landtiere und Vögel – und: den Menschen.

Wir sind bestimmt, Co-Schöpfer zu sein. Wir sollen mitwirken. Weil: Die Erde ist kein fertiges Ding; und etwas in uns *möchte* doch auch etwas „bewirken“; Teil von etwas sein...

Und wie sieht das aus? Naja, wenn wir das eben Gesagte ernst nehmen, dann eben so: indem wir Raum geben. Anderen Menschen Raum geben. Ihnen signalisieren, dass sie jetzt mal nicht performen müssen. Nicht leisten müssen.

Einfach *da* sein dürfen; so wie sie sind. Und gleichzeitig gilt: Wir sind auch Teil der Schöpfung. Wir sind diejenigen, die erst einmal selbst einen „Schutzraum“ brauchen.

Ich möchte Sie fragen: Haben Sie so etwas bei sich in ihrem Leben? Einen Raum, in den Sie sich zurückziehen können, wo sie wissen, dass Sie sicher sind? Entspannen können? Nicht leisten, sondern sich öffnen und entwickeln können?

Ich glaube, in einer Welt, in der jeder Handschlag bewertet wird, jedes Foto auf Facebook mit „Gefällt mir“ (oder eben nicht) bewertet wird – da brauchen wir Räume, in denen wir *nicht* bewertet werden. Schutzräume für das Leben; für *unser* Leben...

Ich finde es ganz spannend: Als Jesus seinen Freunden sagt, wie er sich Gebet vorstellt, spricht er von etwas ganz Ähnlichem: Er sagt: Wenn wir beten wollen, dann sollen wir in einen geschützten Raum gehen, dort, wo wir ganz ehrlich sein können... und *dort* möchte Gott unsere Gebete hören und uns begegnen!

Ein schöner Satz, den ich neulich gehört habe, lautet: Glaube heißt: sich entspannen, so wie man nur bei jemandem entspannen kann, der es gut mit einem meint.

Das wünsche ich mir und Ihnen immer wieder auf's Neue. Seien Sie gesegnet mit Schutz-Räumen für Ihr Leben – und mögen Sie so zum Segen für Andere werden!

Predigt über Exodus 33, 17b-23
von Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Liebe Jerusalem-Gemeinde, in der jüngsten Vergangenheit ist unsere Welt keineswegs friedlicher geworden. Ganz im Gegenteil! Viele von uns blicken deshalb mit Sorgen in die Zukunft. Dabei wird oft die Frage gestellt, wo Gott ist. Die Frage „Wo ist denn nun der Gott, an den du glaubst?“ kenne nicht nur ich als Pastor; vielen von Ihnen wird sie sicher auch schon das eine oder andere Mal gestellt worden sein. Natürlich können wir dann auf die schöne Geschichte von dem Jungen verweisen, dem eine Mark angeboten wird, wenn er sagt, wo Gott ist, und der kontert, er biete zwei Mark, wenn ihm gesagt wird, wo Gott nicht ist. Aber wenn wir uns selbst gegenüber ehrlich sind, dann werden wir die Frage, wo Gott ist, und den Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen, woran wir glauben, nicht nur allzu gut verstehen kön-

nen, sondern ihn auch selbst haben. Und das ist völlig legitim und keineswegs ein Indiz für einen womöglich (zu) kleinen Glauben. Wer diesen Wunsch hat, befindet sich in bester Gesellschaft. Niemand anders als Mose selbst hatte eben diesen Wunsch und hat ihn auch vorgebracht. Im Zweiten Buch Mose im 33. Kapitel wird berichtet, dass Mose die „Herrlichkeit“ Gottes sehen wollte. Dieser Text hat in der Lutherübersetzung folgenden Wortlaut:

Der HERR sprach zu Mose: Du hast Gnade vor meinen Augen gefunden, und ich kenne dich mit Namen. Und Mose sprach: Lass mich deine Herrlichkeit sehen! Und er sprach: Ich will vor deinem Angesicht all meine Güte vorübergehen lassen und will ausrufen den Namen des HERRN vor dir: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.

Und er sprach weiter: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.

Und der HERR sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin. Dann will ich meine Hand von dir tun, und du darfst hinter mir her sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen.

Exodus 33, 17b-23

Um diesen Textabschnitt besser zu verstehen, ist es hilfreich, sich den Zusammenhang vor Augen zu führen, in dem er steht. In dem vorangehenden 32. Kapitel des Zweiten Buches Mose wird die Geschichte von der Anbetung des goldenen Kalbes berichtet; in dem darauf folgenden 34. Kapitel geht es um die beiden neuen steinernen Tafeln und die erneute Zusage des Bundes. Das dazwischen stehende Kapitel 33 mit unserem heutigen Predigttext stellt somit so etwas wie eine Brücke zwischen der Schilderung des Bundesbruches und der des erneuten Bundesschlusses dar. Nehmen wir die Konstruktion dieser Brücke in Augenschein! Was sind die tragenden Pfeiler, die es ermöglichen, die Kluft zwischen Bundesbruch und erneutem Bundesschluss zu überwinden? Wie wird es ermöglicht, dass die Geschichte Gottes mit seinem Volk nicht endet, nachdem dieses den Bund mit Gott gebrochen hat, sondern ein neues Kapitel dieser Geschichte aufgeschlagen werden kann, mit einem neuen Bundesschluss? Wird einfach gleichsam die Reset-Taste gedrückt und so weitergemacht wie zuvor? Nein, das wäre der Situation nicht angemessen gewesen. Gott steht weiterhin zu seinem Volk, aber er geht zugleich auch auf Distanz. Im zweiten Vers des 33. Kapitels verheißt Gott dem Mose: „Und ich will vor dir her senden einen Engel“. Dies ist natürlich eine ermutigende Verheißung, gar keine Frage. Aber auf dem Weg zum Sinai hatte Gott sein Volk noch selbst geführt – tags in einer Wolken- und nachts in einer Feuersäule – und dies nicht an einen Engel delegiert. Das ist nun anders; Gott hält jetzt Abstand zu seinem Volk. Dies sollte jedoch nicht

dergestalt interpretiert werden, dass ihm sein Volk nun nicht mehr so wichtig sei. Denn die Distanz, die nun das Verhältnis von Gott zu seinem Volk prägt, ist ein Schutz des Volkes vor seinem Zorn. So sagt Gott in dem unmittelbar darauf folgenden Vers: „Ich selbst will nicht mit dir hinaufziehen, denn du bist ein halsstarriges Volk; ich würde dich unterwegs verzehren“ (Vers 3b). Der katholische Alttestamentler Ludger Schwienhorst-Schönberger bringt dies treffend auf den Punkt, wenn er schreibt: „In Ex 33,3 ist folglich die Abwesenheit Gottes Ausdruck seiner Barmherzigkeit“ (in: ders., *Sehen im Nicht-Sehen. Mose auf dem Berg Sinai*, in: Gehring, Stefan; Seiler, Stefan [Hgg.], *Gottes Wahrnehmungen. FS Helmut Utzschneider*, Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 2009, S. 102-122, hier S. 106). Dementsprechend steht das so genannte „Zelt der Begegnung“ – Martin Luther hat es in seiner Übersetzung als „Stiftshütte“ bezeichnet – außerhalb des Lagers, wie im siebenten Vers betont wird. Dort heißt es: „Mose aber nahm das Zelt und schlug es draußen auf, fern von dem Lager, und nannte es Stiftshütte.“ Dann folgt die Schilderung eines Gespräches zwischen Mose und Gott, in dem Mose Gott eindringlich darum bittet, ihm den weiteren Weg kundzutun und sein Volk selbst auf diesem Weg zu führen. Gott sagt Mose dies mit den Worten „Auch das, was du jetzt gesagt hast, will ich tun“ (Vers 17a) zu und begründet diese Zusage damit, dass Mose Gnade vor seinen Augen gefunden hat und er ihn mit Namen kennt (Vers 17b). Diese Begründung ist der Beginn unseres heutigen Predigttextes. Dann folgt die Bitte des Mose, die „Herrlichkeit“ Gottes sehen zu dürfen (Vers 18). Bemerkenswert ist, dass er nicht darum bittet, Gott direkt sehen zu dürfen, sondern vielmehr seine „Herrlichkeit“. Das hebräische Nomen כבוד, das Luther hier als „Herrlichkeit“ übersetzt, hat eigentlich die Bedeutung „Gewicht“. Mose möchte also das Gewicht sehen, das Gott in dieser und für diese Welt hat. Gottes Antwort besteht aus drei Teilen. Sie beginnt mit der Zusage, dass er alle seine Güte vor dem Ange-

sicht des Mose vorübergehen lassen und seinen Namen vor ihm ausrufen will: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich (Vers 19). Diese Selbstvorstellung lässt an die im dritten Kapitel des Buches Exodus denken, wo sich Gott dem Mose vorstellt als der, der er ist, als der, der er sein wird; als der, als der er sich erweisen wird (Exodus 3, Vers 14). Der zweite Teil der Antwort Gottes besteht aus der Aussage, dass Mose sein Angesicht nicht sehen könne, weil kein Mensch leben wird, der Gott sieht (Vers 20). Das ist zweifellos so wichtig, dass es an dieser Stelle zur Sprache gebracht werden musste – auch wenn dies Mose sicher bekannt gewesen war; hatte der doch nicht darum gebeten, das Angesicht Gottes sehen zu dürfen, sondern seine כבוד. Im dritten und letzten Teil seiner Antwort eröffnet Gott dem Mose einen geschützten Raum in einer Felskluft, in der Mose stehen kann, während die כבוד Gottes an ihm vorübergeht – dies verbunden mit der Zusage Gottes, seine Hand über Mose zu halten, damit dieser dadurch nicht gefährdet wird (Verse 21f.). Es geht um die Nähe Gottes, um seine Fürsorge für Mose und damit letztlich für alle Menschen. Der Systematiker Friedrich-Wilhelm Marquardt entfaltet dies in seiner Auslegung dieser Bibelstelle. Dort schreibt er: „Gottes Wort am Mose: ‚Siehe, da ist Raum neben mir‘ (Ex 33,21) können wir als eine fundamental wichtige *Selbstbestimmung Gottes* lesen. Er gönnt einem Menschen einen Standort neben sich, behauptet sich als Gott nicht so, daß er einen Menschen neben sich ausschließen wollte. Keine noch so radikale Transzendenz- und Absolutheitsbestimmung von der Eigenart des biblischen Gottes darf allerengste Nähe ausschließen, die er einem Menschen bei sich einräumt. Er selbst sorgt dafür, daß ein Mensch sich an solcher Gottesnähe nicht verbrennen muß. Er gewährt Lebens-, Überlebensraum neben sich. Und wir müssen, Ex 3,21 auslegend, sogar sagen: Je näher ein Mensch bei Gott steht, um so geschützter ist er vor der Gefahr, die Gott für ihn bedeuten kann. Gott will für Men-

schen kein gefährliches Wesen sein, an dem sie sich nur den Tod holen können, – will nicht erdrückend-überlegen, niederschmetternd-majestätisch, deprimierend erhaben sein, – will, daß Menschen nicht nur Ferne mit ihm, sondern nahe bei ihm leben können“ (Friedrich-Wilhelm Marquardt, Was dürfen wir hoffen, wenn wir hoffen dürften? Eine Eschatologie, Bd. 3, Gütersloh: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus 1996, S. 433).

Die Darstellung der Nähe Gottes zu Mose und seiner Fürsorge für ihn wird im letzten Vers unseres heutigen Predigttextes auf unüberbietbare Art und Weise zum Ausdruck gebracht. Denn da folgt die Zusage, dass Mose, der zwar nicht das Angesicht Gottes ansehen kann, weil er diesen Anblick nicht überleben würde, doch hinter Gott her sehen darf (Vers 23). Dies ist eine wirklich große Zusage; mehr ist im irdischen Leben eines Menschen einfach nicht möglich. Das wirft die Frage auf, was denn genau gemeint ist, wenn es hier heißt, dass Mose hinter Gott her sehen darf. Das hebräische Wort אהרי ist oft gleichsam als Pendant zu dem Nomen פני – zu Deutsch: mein Angesicht – verstanden worden und dementsprechend als „mein Rücken“ übersetzt worden, so z.B. in der Einheitsübersetzung. Das bietet sich ja auch durchaus an, haben beide Wörter doch dasselbe Suffix, das der ersten Person Singular. Gemäß diesem Verständnis bleibt die Vorderseite (פנים) dem menschlichen Anblick entzogen, nicht jedoch die Rückseite (אהור). Aber es gibt auch die Möglichkeit, das hebräische Wort אהרי nicht lokal, sondern temporal zu verstehen. Der Rabbiner Benno Jacob hat in seinem Exodus-Kommentar אהרי als „mein Nachher“ übersetzt: „und du siehst mein Nachher“ (Benno Jacob, Das Buch Exodus, hrsg. im Auftrag des Leo Baeck Instituts von Shlomo Mayer unter Mitwirkung von Joachim Hahn und Almuth Jürgensen, Stuttgart: Calwer Verlag 1997, S. 953). Damit hat er die zeitliche Dimension zur Sprache gebracht, die der Aussage dieses letzten Verses unseres heutigen Predigttextes innewohnt: Mose

kann die Gegenwart Gottes nur im Nachhinein wahrnehmen.

Ist dies für uns und unseren Wunsch, einmal das mit unseren eigenen Augen sehen zu dürfen, woran wir glauben, von Bedeutung? Hat der Text eine Botschaft, die auch wir Heutige uns zusagen lassen können? Ich bin zuversichtlich, diese Frage mit einem „Ja“ beantworten zu können: Wie Mose können wir in unserem irdischen Leben Gottes Angesicht nicht sehen, aber wir können uns auf unserem Weg durch dieses Leben seiner Nähe und seiner Fürsorge gewiss sein. Es mag sein, dass wir das nicht immer auf den ersten Blick erkennen können, sondern erst im Nachhinein, aber das schmälert Gottes Nähe zu uns und seine Fürsorge für uns keineswegs. Wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott für uns da ist, auch wenn dies oft erst im Nachhinein deutlich wird. Dies wird in den bekannten Versen „Spuren im Sand“ von Margaret Fishback Powers auf eine – wie ich finde – sehr schöne Art und Weise in Worte gekleidet. Ich lese diese Verse vor:

„Eines Nachts hatte ich einen Traum:
Ich ging am Meer entlang mit meinem Herrn.
Vor dem dunklen Nachthimmel erstrahlten, Streiflichtern gleich,
Bilder aus meinem Leben.
Und jedes Mal sah ich zwei Fußspuren im Sand,
meine eigene und die meines Herrn.
Als das letzte Bild an meinen Augen vorübergezogen war, blickte ich zurück.
Ich erschrak, als ich entdeckte,
daß an vielen Stellen meines Lebensweges nur eine Spur zu sehen war.
Und das waren gerade die schwersten Zeiten meines Lebens.
Besorgt fragte ich den Herrn:
„Herr, als ich anfing, dir nachzufolgen, da hast du mir versprochen, auf allen Wegen bei mir zu sein.
Aber jetzt entdecke ich,

daß in den schwersten Zeiten meines Lebens nur eine Spur im Sand zu sehen ist.

Warum hast du mich allein gelassen, als ich dich am meisten brauchte?’

Da antwortete er: ‚Mein liebes Kind, ich liebe dich und werde dich nie allein lassen, erst recht nicht in Nöten und Schwierigkeiten.

Dort, wo du nur eine Spur gesehen hast, da habe ich dich getragen.“

Es ist eine große Gabe, die uns mit der Nähe Gottes zu uns und seiner Fürsorge für uns gegeben ist. Diese Gabe ist durchaus auch mit einer Aufgabe verbunden. Prof. Dr. Richard M. Joel, Präsident der Yeshiva University und des Rabbi Isaak Elchanan Theological Seminary, sagte einmal mit Bezug auf unseren heutigen Predigttext hinsichtlich der Aufgabe von Rabbinern, dass diese darin bestehe, das jüdische Volk und die Welt zu lehren, dass die Rolle des Menschen nicht darin liegt, Gott zu sehen, sondern wie Gott zu sehen und zu handeln: „... the role of the human is not to see G-d, but to see as G-d sees, and to do as G-d does“ (vgl. Yeshiva University: Office of the President. Biography, unter: <http://yu.edu/president/biography/>).

Wenn ich an die Entwicklungen denke, die uns mit Sorgen erfüllen, dann mag das in uns den verständlichen Wunsch auslösen, Gott mit unseren eigenen Augen zu sehen. Das ist uns in unserem irdischen Leben verwehrt. Aber wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott uns auf unserem Lebensweg nahe ist und für uns sorgt.

Dabei werden wir nicht auf die Rolle derjenigen reduziert, die eine solche Fürsorge nur passiv anzunehmen in der Lage sind, sondern vielmehr in die Lage versetzt, unseren Teil zu einer besseren, weniger beängstigenden Zukunft aktiv beizutragen. Denn aufgrund der Nähe, die Gott uns gewährt, haben wir die Aufgabe, – um es mit den Worten von Richard M. Joel zu sagen – wie Gott zu sehen und wie Gott zu handeln. Das ist eine große Aufgabe. Können

wir sie leisten? Von uns aus sicher nicht. Aber im Vertrauen auf Gottes Nähe und Fürsorge können wir uns auf den Weg der Nachfolge begeben, der unsere Welt verändern kann. Jesus von Nazareth, dem wir in unserem Leben als Christinnen und Christen nachfolgen möchten, hat uns in der Bergpredigt zugesprochen, dass wir uns nicht sorgen müssen. Dort dürfen wir von ihm hören: „Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? Seht die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel kostbarer als sie? Wer ist aber unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt? Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Feld so kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: Sollte er das nicht viel mehr für euch tun, ihr Kleingläubigen? Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach dem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen. Darum sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat“ (Matthäus 6, 25 bis 34).

Wir dürfen in dem Vertrauen leben, dass unser himmlischer Vater weiß, was wir brauchen. In dieser Zuversicht können wir getrost in die Zukunft blicken und auch gehen – jede und jeder einzelne von uns

und wir als Mitglieder unserer Jerusalem-Gemeinde. Amen.

* * *



* * *

**Monatsspruch im Monat
Juli 2017**

Ich bete darum, dass eure Liebe
immer noch reicher werde an Erkenntnis
und aller Erfahrung.

Philipper 1, 9

* * *

DKR begrüßt Kundgebung der EKD-Synode

Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit begrüßt die „Erklärung zu Christen und Juden als Zeugen der Treue Gottes“, die die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) am 9. November einstimmig angenommen hat! Mit dieser Kundgebung distanziert sich die Synode klar von der Judenmission und bekräftigt das sich entwickelnde neue Verhältnis der Kirche zum Judentum.

Die Synode nimmt dabei Einsichten des christlich-jüdischen Dialogs auf, insbesondere die in den letzten Jahrzehnten neu entdeckte Israeltheologie des Apostel Paulus im Römerbrief. So hält die Synode fest, „dass der Bund Gottes mit seinem Volk Israel uneingeschränkt weiter gilt“. Diese Einsicht ermöglicht eine theologische Anerkennung einer eigenständigen jüdischen Gottesbeziehung, die von Seiten der Kirche nicht mehr infrage gestellt wird.

Als logische Konsequenz dieser neuen theologischen Sicht formuliert die Synode: „Christen sind – ungeachtet ihrer Sendung in die Welt – nicht berufen, Israel den Weg zu Gott und seinem Heil zu weisen. Alle Bemühungen, Juden zum Religionswechsel zu bewegen, widersprechen dem Bekenntnis zur Treue Gottes und der Erwählung Israels“.

Mit ihrer Absage an die Judenmission geht die Synode einen entscheidenden Schritt weiter zu einem neuen Verhältnis zwischen der protestantischen Kirche und der jüdischen Gemeinschaft als Partner im Dialog. Für dieses Verhältnis gelte es, „einander gleichberechtigt wahrzunehmen, im Dialog aufeinander zu hören und unsere jeweiligen Glaubenserfahrungen und Lebensformen ins Gespräch zu bringen“.

Erfreut nimmt der DKR zur Kenntnis, dass der Zentralrat der Juden in Deutschland die Synodalerklärung als „klares Zeichen gegen die christliche Missionierung von Juden“ wahrnimmt und begrüßt. So erklärte

der Präsident des Zentralrates, Dr. Josef Schuster, am 9. November: „Diese eindeutige Abkehr von der Judenmission bedeutet der jüdischen Gemeinschaft sehr viel“. In ihr käme auch zum Ausdruck, wie sehr Judentum und evangelische Kirche inzwischen freundschaftlich verbunden seien.

Der DKR erinnert zugleich daran, dass die Abkehr von Judenmission und Hinkehr zum Dialog nicht in allen evangelischen Gemeinden und Gruppierungen geteilt wird und insbesondere in Württemberg weiterhin judenmissionarische Aktivitäten vonstattengehen. Solche Aktivitäten widersprechen dem biblischen Zeugnis der „bleibenden Erwählung des Volkes Israel“ und verweigern sich dem Lernprozess der Kirchen auf dem Weg zu einem neuen partnerschaftlichen Verhältnis zwischen Christen und Juden. Nach Ansicht des DKR wäre das Reformationsjubiläum eine gute Gelegenheit für judenmissionarische Gruppen, ihre Haltung kritisch zu überdenken und die Erneuerung der Beziehungen zwischen protestantischer Kirche und Judentum nicht länger zu untergraben.

Der DKR begrüßt, dass die Synode den Rat der EKD und die Kirchenkonferenz der EKD bittet, dafür Sorge zu tragen, dass die in der Erklärung formulierte Absage an die Judenmission allen Gemeinden innerhalb der EKD zugänglich gemacht werden soll. Dabei erinnert der DKR an ein Wort Martin Bubers aus dem Jahr 1933: »Der Christ braucht nicht durchs Judentum, der Jude nicht durchs Christentum zu gehen, um zu Gott zu kommen.«

Präsidium und Vorstand

des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V.

* * *

KLAK-Zwischenruf
**... auf dem Weg zu einer reformatorischen Theologie
im christlich-jüdischen Dialog**

Die „Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden“ (KLAK) artikuliert aus Anlass des Reformationsjubiläums 2017 einen Zwischenruf im Sinne einer reformatorischen Theologie im Angesicht Israels. Die KLAK begrüßt die Kundgebung der EKD-Synode „Martin Luther und die Juden“ vom 11. November 2015 und schätzt sie als notwendige Klärung sowie weitere Stärkung der Bande zwischen Juden und Christen. Die KLAK reiht sich ein in die Umkehrbewegung der evangelischen Kirche in ihrem Verhältnis zum Judentum. Sie macht sich die im Synodenzusammenhang benannten und nach wie vor offenen Aufgaben einer Neuformulierung reformatorischer Theologie zu eigen.

(1) Leben – *gratis!*

Von Zeit zu Zeit ist es an der Zeit, das Wichtigste zu sagen. Damals im 16. Jahrhundert und heute wieder. Zentrales. Das, worauf es ankommt im Christsein und im Menschsein überhaupt – nämlich: Ich bin, was ich bin, nicht durch mich selbst, nicht aufgrund meiner eigenen Fähigkeiten und Leistungen. Ich bin, was Gott in Christus aus mir macht und ein für alle Mal gemacht hat: geliebtes Gotteskind, unverdient, aus freier Gnade. Im Verständnis der Reformation ist hier die Mitte der Botschaft des Evangeliums formuliert: die Rechtfertigung des Menschen aus Gottes Gnaden und nicht aus eigenen Werken. Die Anlässe und Zeitumstände, auf das Wesentliche dieser Botschaft zurückzukommen, mögen durch die Jahrhunderte variieren, doch der Kern der Antwort bleibt derselbe.

Dabei hat Martin Luthers Neubetonung der biblischen Rechtfertigungsbotschaft durchaus irdische, welthafte Konsequenzen: Sie reichen hinein bis in die individuellen und sozialen Le-

bensbeziehungen. Schenkt sie doch die Freiheit des Seindürfens: Ich verdanke mein Leben nicht meinen eigenen Leistungen und Sinngebungen. Deshalb finde ich mein Leben nicht in mir selbst, auch nicht in meinen besten Anteilen, sondern im Glauben an den, der alles für mich gegeben hat. Das ist Gnade: Meine Existenz, ihr Sinn und ihr Gelingen sind mir geschenkt. Eine Botschaft, eine gute Nachricht, die es wert ist, zu allen Zeiten – und von Zeit zu Zeit im Besonderen – erinnert zu werden, auch und gerade heute. Die Liebe befreit vom Fluch des Zwangs zur Selbstverwirklichung und befähigt zur Selbstannahme.

Nach dem denkwürdigen Thesenanschlag vom 31. Oktober 1517 ergab sich für Martin Luther bekanntlich die Gelegenheit, in Heidelberg seine reformatorischen Gedanken zur Diskussion zu stellen. In der Heidelberger Disputation vom April 1518 betont Luther, dass sich das Sein des Menschen vor Gott allein der schöpferischen Liebe Gottes verdanke. Dies in Kirche und Gesellschaft wieder neu ins Bewusstsein gebracht zu haben, ist Luthers bleibendes Verdienst.

(2) Vom dunklen Schatten des Reformators

Der Impuls der Reformation ist Erinnerung an genuin Biblisches; er taugt an sich nicht für Antagonismen und Trennungsszenarien. Und doch hat er eminent spaltende Wirkung entfacht – zwischen Kirchen und Konfessionen, gerade auch zwischen Christen und Juden. Hat doch Martin Luther gemeint, sein großes Anliegen vom Evangelium der Freiheit kontrastieren zu müssen gegenüber einem angeblich gesetzesverhafteten Judentum. Hier zeichnet er sich überdeutlich ab: der dunkle Schat-

ten des Reformators. Der alte Gegensatz zwischen *perfidia judaica* und *fides christiana*, zwischen vermeintlicher jüdischer Halsstarrigkeit und christlicher Glaubensfrische, erhielt beim Neuerer in Wittenberg weiter Nahrung.

Zeitlebens schöpfend aus den Worten der Hebräischen Bibel konnte Luther doch zu keiner Zeit eine aus dieser Schrift lebende jüdische Glaubens- und Lebensweise positiv in seiner Theologie denken. In den Psalmen fand er seine reformatorischen Grundgedanken wieder – dem real lebenden Volk der Psalmen konnte er aber zu keiner Zeit einen theologischen Wert zuschreiben. Statt eines unverstellten Wahrnehmens jüdischer Menschen und ihrer Glaubenswelt folgte der Reformator einem kursierenden Halbwissen aus zweiter Hand. Ein einziges Mitvollziehen synagogaler Liturgie an den Hohen Feiertagen zwischen Rosch ha-Schana und Jom Kippur hätte dem Prediger der unverdienten Gnade Gottes die antijüdische Binde von den Augen nehmen können:

Avinu malkénu chonénu va'anénu ki ejn bánu ma'assím! asséh immánu tsedaká va-chässád ve-hoshi'énu – „Unser Vater, unser König, sei uns gnädig und erhöre uns, denn wir haben keine Werke vorzuweisen! Übe an uns Gerechtigkeit und Gnade und errette uns!“

So betet die Synagogengemeinde seit Jahrhunderten überall auf der Welt. Stattdessen blieb für Luther das Judentum die personifizierte Selbstgerechtigkeit und buchstäbliche Gotteslästerung.

(3) Kirche der Umkehr

Lange in solchen Denkkategorien verhaftet, haben die Kirchen der Reformation und mit ihnen weite Teile der ökumenischen Christenheit inzwischen aber unmissverständlich umgedacht und Buße getan – zuletzt und am deutlichsten in der Kundgebung der EKD-

Synode am 11. November 2015. Die EKD-Synode löste eine lang gehegte Erwartung ein und formulierte: „Luther verknüpfte zentrale Einsichten seiner Theologie mit judenfeindlichen Denkmustern.“ – Für uns ergibt sich daraus: Es bedarf an *zentralen* Punkten einer Reformulierung reformatorischer Theologie überhaupt. Es wird hier nicht ausreichen, den einen oder anderen antijüdischen „Ausrutscher“ zu korrigieren. Es wird auch nicht damit getan sein, sich von den schändlichen Judenschriften des späten Luther zu distanzieren. Was dem Reformator verschlossen blieb, ist heute klarer denn je auszusagen: Kirche der Umkehr ist eine Kirche in bleibender Bezogenheit auf das erst- und bleibend erwählte Volk Gottes. Reformatorische Kirche ist darin *semper reformanda*, dass sie sich immer wieder auf den Weg zu einer nicht antijudaistischen reformatorischen Theologie, einer Theologie im christlich-jüdischen Dialog rufen lässt.

(4) Von der Bekräftigung der Verheißungen

Besonderes Augenmerk gilt dabei Luthers Schriftauslegung. Sie steht auf weiten Strecken für die Gegensatzpaare von „Alt und Neu“, „Gesetz und Evangelium“, „Weissagung und Erfüllung“. Im christlich-jüdischen Dialog ist diese Diktion des Antithetischen und Adversativen zu überführen in eine Anschauung vom Komplementären und strukturell Analogem. Im Talmud begegnet geradezu als eine hermeneutische Lesehilfe die Sentenz: „Wollest auf das Alte hören, wirst du auf das Neue hören!“ (Babylonischer Talmud Berachot 40a). Will heißen: Das „Alte“ und das „Neue“ verhalten sich zueinander nicht im Sinne einer Abfolge oder Einlösung des einen durch das andere, sondern als komplementäre, miteinander zu hörende Stimmen. Nach paulinischer Überzeugung ist Christus das „Ja“ auf die Verheißungen der Schrift (2. Korinther 1,20); darin liegt sowohl die Bekräfti-

gung des Ranges der Hebräischen Bibel für die Kirche als auch ihrer bleibenden Bedeutung als jüdische Bibel. Paulus versteht „erfüllen“ als „stärken“ und „begründen“. Das „Ja“ auf die biblischen Verheißungen durch Christus läßt gerade nicht zu einem exklusiv „christologischen Lesen“ der Hebräischen Bibel ein, wohl aber zu einem Entdecken der Verstehenshilfen des Christusgeschehens in der Jüdischen Bibel (nach der Weise „wie uns die Alten sunge“, *nicht* nach der Melodie: „Was der alten Väter Schar höchster Wunsch und Sehnen war und was sie geprophezeit, ist erfüllt in Herrlichkeit“). Dieses „Ja“ ist nicht ein Verifizieren, nicht erst ein Wahr-Machen dessen, was *ante Christum* vielleicht noch nicht wahr wäre. Das „Ja“ ist neuerliche Bestärkung dessen, was Wahrheit von Gott her schon beansprucht. Das „Ja“ auf die Schrift in Christus meint: Sie ist in Geltung, nicht im Sinne einer Sammlung erfüllter und damit abgetaner Verheißungen, sondern bestätigter, bekräftigter, durchaus auch *offener Zusagen* Gottes. Gerade die zukunfts-offenen Verheißungen haben wir nötig, um nicht langsam aber sicher in der Erwartung und in der Hoffnung darauf zu erlahmen, dass einmal Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Panther bei den Böcken lagern (Jesaja 11,6), dass „Gotteserkenntnis das Land bedecken werde“ (Jesaja 11,9) und „Gerechtigkeit ströme wie ein nie versiegender Bach“ (Amos 5,24). Die in der Hebräischen Bibel gegebenen Verheißungen sind Lebenselixier auch für den christlichen Glauben.

(5) Von der Hoffnungsgestalt des Neuen Bundes

So, wie die neue Lehre nicht die alte ersetzt, sondern aktualisierend an der geltenden Lehre anknüpft, ersetzt auch der neue Bund nicht den alten, sondern kann nur in Kontinuität zu ihm verstanden werden. Im Alten Testament

ist von einer ganzen Reihe von Bundesschlüssen die Rede, die – angefangen bei Noah, über Abraham bis hin zum Bund am Sinai – alle aneinander anschließen und in denen immer wieder deutlich wird, dass Gott sein Volk trotz seiner Sündhaftigkeit nicht verstößt. Der in Jeremia 31,31-34 angekündigte „Neue Bund“ ist der sozusagen ins Herz eingeschriebene alte. Das ist eine wahrhaft endzeitliche Hoffnung. Das Neue ist das in der Zukunft Erwartete, es ist Verheißung. Und diese Verheißung wird vom Neuen Testament als Hoffnung bestätigt und bekräftigt – für die Schar der Jesusjüngerrinnen und -jünger leibhaftig zuteil in Brot und Wein. Bei alledem bleibt auch für die neutestamentliche Gemeinde bis heute die Erfahrung des Neuen erst „Angeld“ (2. Korinther 5,5) und hat die Gestalt der Hoffnung.

(6) „Der Jude hält die Christusfrage offen“ (Bonhoeffer)

Zum Schwur kommt es letztlich bei der Christologie: Ist das „solus Christus“, in dem für Luther alle übrigen „sola“-Wendungen verankert sind, christlich-jüdisch kommunizierbar? Wenn es nicht so wäre, gäbe es jedenfalls keine ernstzunehmende christlich-jüdische Verständigung. Denn Christsein hängt am Christus. Ist aber „Christus“ nicht eine leib- und zeitlose Chiffre, können wir mit dem Apostel an prominenter Stelle sagen: Christus ist ein *diákonos* der jüdischen Gemeinschaft geworden „um der Wahrhaftigkeit Gottes willen und um die Verheißungen Gottes an Sein Volk zu *bekräftigen*“ (Römer 15,8f). Und die „Heiden“? – die sollen Gott loben und sich *mit* Israel freuen als „vormals Gott-lose“ (Epheser 2,12), als nun – *allein durch Christus* aus lauter Gnaden – Hinzugerufene. „Solus Christus“ meint: Jesus von Nazareth personifiziert für uns Christinnen und Christen die sichtbare Seite Gottes, *Immanuel* – „Gott mit uns“. Er nimmt damit strukturell die Stelle ein, die für

Jüdinnen und Juden Bund und Tora einnehmen. Diese Erkenntnis ermöglicht einen Dialog mit unseren Glaubensgeschwistern über die Frage, wie Gott in seiner Offenbarung den Menschen nahekommen bzw. sich ihnen mitteilen kann. Nach christlichem Glauben nimmt das göttliche Wort Fleisch an (Johannes 1), wird selber Mensch. Von Jüdinnen und Juden, nicht zuletzt beim Hören auf die Bibel, etwa auf das Bilderverbot, können wir lernen, dass die Deszendenz Gottes auch Grenzen hat: Gott bleibt für uns, bei aller Nähe, letztlich doch unverfügbar. Er ist der, der uns in allem zuvorkommt. Mit dem Kommen Jesu, so bekennen wir als Christen, ist das Reich Gottes nahe herbei gekommen. Doch es ist gut, wenn Jüdinnen und Juden uns im Gespräch immer wieder darauf aufmerksam machen, dass die Welt noch unerlöst ist, dass der verheißene Frieden noch aussteht. Durch den Hinweis auf den eschatologischen Vorbehalt halten sie die Christusfrage offen, wie Dietrich Bonhoeffer formuliert hat – und mit der Christusfrage auch die Frage nach Gott, der sich mit Christus identifiziert hat.

(7) Ein Nein ohne jedes Ja zur Judenmission

Wir halten fest: Die Botschaft von der Gnade kann nicht einer vermeintlichen jüdischen Werkgerechtigkeit gegenübergestellt werden. Gnade und Gebot gehören zusammen. Evangelium und Gesetz gehen Hand in Hand. Das Neue ist die Bestätigung des Alten. Das Christusgeschehen spricht dem Bundesvolk Israel Kraft und Würde zu. – Von daher fällt uns wie eine reife Frucht die Erkenntnis zu: Es kann keine christliche Judenmission geben. Sie ist ausgeschlossen von allen Prämissen unseres Glaubens her und wäre Negation der bleibenden Erwählung des Bundesvolkes, dem unser Herr Jesus Christus gerade ein Diener geworden ist. Auf die Frage nach einem direkten

oder indirekten kirchlichen Missionsauftrag gegenüber dem Judentum kann die Antwort nur heißen: Nein, das sei ferne! Vielmehr sind wir mit Jüdinnen und Juden hineingerufen in eine – was Martin Luther leider so nicht zu sagen vermochte – *mutua consolatio fratrum et sorrorum*, in ein wechselseitiges Reden und Trösten unter Brüdern und Schwestern. Wir sind in eine Weggemeinschaft gewiesen, bei der Fragen offengehalten, Wunden geheilt und gemeinschaftliche Hoffnungen genährt werden, bis „dass Gott sei alles in allem“ (1. Korinther 15,28).

Mit diesen Worten aus dem Korintherbrief öffnet der Apostel den weitestmöglichen Horizont auch für eine Kirche der Reformation – es ist die Perspektive auf Gottes Herrschaft jenseits der Mauern der Kirche, jenseits aller religiösen und gesellschaftlichen Abgrenzungen. Reformatorische Kirche heute ist eine Kirche der Umkehr, indem sie eine dem Dialog verpflichtete Kirche ist. Sie steht gemeinsam Israel und mit allen Menschen im Dienst für den Schalom Gottes: „Denn von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen“ (Römer 11,36).

v.i.S.d.P. und Kontakt:

Pfarrer Prof. Dr. Klaus Müller
KLAK-Vorsitzender
Ev. Oberkirchenrat
Blumenstraße 1–7, 76133 Karlsruhe
E-Mail: klaus.mueller@ekiba.de

* * *

Monatsspruch im Monat August 2017

Gottes Hilfe habe ich erfahren bis zum heutigen Tag und stehe nun hier und bin sein Zeuge bei Groß und Klein.

Apostelgeschichte 26, 22

Vor 200 Jahren wurde in Hamburg das Liberale Judentum begründet
von Thomas Morell

Sie stritten für die Gleichberechtigung der Frau, eine kulturelle Öffnung der Gemeinden und Predigten in deutscher Sprache. Vor 200 Jahren begründete der Tempelverein in Hamburg das Liberale Judentum.

Vor 200 Jahren, im Dezember 1817, gründeten 65 jüdische Hausväter den Hamburger Tempelverein. Er gilt als Wurzel des Liberalen Judentums, zu dem sich heute etwa 1,7 der weltweit 14 Millionen Juden zugehörig fühlen. Besonders weit verbreitet ist es in den USA. International werde das Jubiläum in den jüdischen Gemeinden Beachtung finden, sagt Andreas Brämer, Vize-Direktor des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden. „Die Welt blickt auf Hamburg.“ Die Hansestadt will das Jubiläumsjahr mit einem Senatsempfang, einer Konferenz und Konzerten begehen.

Wesentliche Merkmale des Liberalen Judentums sind die Gleichberechtigung der Frauen, Predigten in deutscher Sprache und der Einsatz von Musikinstrumenten. Statt auf die strenge Befolgung der Gebote wird mehr Wert auf ethisches Handeln und den Dialog mit der nichtjüdischen Gesellschaft gelegt. Anhänger waren in Hamburg vor allem Mitglieder der bürgerlichen Oberschicht. Die Gründer hofften vor allem auf eine Wiederbelebung des Judentums. Statt von einer Synagoge sprachen sie von ihrem „Tempel“.

Frühe Reformbestrebungen gab es bereits in Westfalen, Seesen und Berlin. Hamburg ist nach Einschätzung von Brämer allerdings der Ort, wo das Liberale Judentum „Wurzeln schlägt“. Der erste Konflikt mit der jüdischen Einheitsgemeinde entzündete sich an dem neuen Gebet- und Gesangbuch. Weil viele der Gründerväter sich in Hamburg heimisch fühlten, strichen sie

Texte, in denen Gott um eine Rückkehr nach Palästina gebeten wurde.

1818 mietete der Tempelverein ein Hinterhof-Lokal in der Neustadt (Alter Steinweg). Es gab eine Orgel zur Chor-Begleitung, und es fehlte der Sichtschutz zwischen Frauen und Männern. Die Geistlichen trugen ein Ornat, das dem Talar der lutherischen Pastoren ähnelte. Die ersten Jahre waren davon geprägt, ein eigenes Profil zu entwickeln, ohne dass es zum Bruch mit der Einheitsgemeinde kam. Der Tempel fand 1843 auch Eingang in Heinrich Heines „Wintermärchen“: „Die Juden teilen sich wieder ein/ In zwei verschiedene Parteien;/ Die Alten gehen in die Synagog,/ Und in den Tempel die Neuen.“

1844 wurde ein neuer Tempel in der Neustadt (Poolstraße) für 350 Männer und 290 Frauen eröffnet. Die dreischiffige Basilika stand zwar in einem Hinterhof, war aber frei stehend. Männer und Frauen saßen getrennt, durften aber den gleichen Eingang benutzen. Der Tempel wurde 1944 durch Bomben zerstört. Nur einige Ruinenstücke sind noch erhalten.

In der zweiten Hälfte der 19. Jahrhunderts entspannte sich das Verhältnis zur Jüdischen Einheitsgemeinde. Auch Orthodoxe öffneten sich zunehmend der europäischen Kultur und nutzten die Emanzipation der Juden. Dem Tempelverein dagegen ging die Ausstrahlung verloren. Das Interesse am Gottesdienst war hier offenbar nicht sehr ausgeprägt.

Das änderte sich Ende der 1920er Jahre, als der Tempelverein eine ungeahnte Blüte erlebte. Der zunehmende Antisemitismus führte offenbar dazu, dass sich viele Juden auf ihre geistlichen Wurzeln besannen. Gottesdienste und Vorträge wurden wieder gut besucht. 1931 wurde im Stadtteil Rotherbaum (Oberstraße) ein neuer Tempel mit 1.200 Plätzen gebaut.

Mit Hitlers Machtergreifung 1933 begann die systematische Ausgrenzung der Juden. Während der Reichspogromnacht 1938 wurde der Tempel in der Oberstraße verwüstet und später von der Stadt beschlagnahmt. Liberale Gottesdienste gab es dann noch bis 1942 in einem Logensaal. 1943 wurde der Tempel aus dem Vereinsregister gestrichen. Nach dem Krieg kaufte 1953 der NWDR, Vorläufer des NDR, das Gebäude. Heute befindet sich hier das Rolf-Liebermann-Studio



des NDR. Vor dem Gebäude erinnert ein Mahnmal an den einstigen Tempel. In der Nachkriegszeit sammelten sich die wenigen Hamburger Juden in der Einheitsgemeinde. Eine liberale Gemeinde wurde

erst wieder 2004 gegründet. Ihr Kulturhaus befindet sich heute im Karolinen-Viertel. „Liberales Judentum ist offen für die Ideen des Humanismus, der Philosophie und für wissenschaftliche Erkenntnisse,“ heißt es in ihren Leitlinien. Weitere liberale Gemeinden gibt es heute unter anderem in Bad Segeberg, Ahrensburg, Pinneberg und Elmshorn. (epd)

Literatur: Andreas Brämer, Judentum und religiöse Reform, Der Hamburger Israelitische Tempel 1817-1938,

Dölling & Galtz Verlag, 300 Seiten, 19,80 Euro, ISBN 978-3933374783

* * *

Jüdischer Humor von Dr. Wolfgang Seibert

Fast jeder Mensch kennt jüdische Witze, oder glaubt das zumeist nur, weil er einfach nur Witze *über* Juden kennt. Den meisten Menschen geht es aber so, dass sie jüdische Witze nicht erzählen können, weil sie sie nicht verstehen, weil ihnen grundlegende Kenntnisse über das Judentum fehlen.

Der jüdische Witz nimmt in der Weltliteratur eine Sonderstellung ein. Er ist tiefer, oft philosophisch, bitterer, schärfer und – man kann sagen – auch dichterischer als der typische Witz anderer Völker. Ein jüdischer Witz ist meistens nicht einfach ein Witz um des



Witzes willens, fast immer enthält er eine religiöse, politische oder soziale Kritik. Er ist faszinierend, er ist Volks- und Bildungswitz zugleich, jedem Juden verständlich und doch voll tiefer Weisheit.

Wurzeln des Witzes

Durch Jahrhunderte war der Witz die einzige und unentbehrliche Waffe des sonst waffen- und wehrlosen Volkes. Es gab – besonders in der Neuzeit – Situationen, die von Juden seelisch und geistig überhaupt nur mit Hilfe ihres Witzes bewältigt werden konnten. Man kann als Fazit feststellen: Der jüdische Witz ist identisch mit

dem Mut der Juden, trotzdem weiterzuleben.

Man geht davon aus, dass die ersten Badchonim, fahrende Volkssänger und Komödianten, auch die Begründer des jüdischen Volkswitzes waren. In der Heidelberger Unibibliothek kann man heute eine Miniatur aus dem 14. Jahrhundert sehen, die den Minnesänger Süsskind von Trimberg in einer lebhaften Unterhaltung mit einem christlichen Fürsten darstellt. Süsskind trägt die typische Tracht, den Bart und den spitzen Judenhut, den die Juden damals tragen mussten.

Diese Badchonim waren in der Tora gebildet und haben meist auch den Talmud gelesen. Sie konnten alte biblische jüdische Sprichwörter zitieren und an die Schriften anknüpfen. So haben sie durch ihre witzigen und satirischen Erzählungen das Volk gleichzeitig unterhalten und belehrt. Zunächst durften sie nur auf Hochzeiten oder zum Purimfest auftreten. Es gab Zeiten, da war es ein Ehrenberuf, dann wieder, besonders nach Pogromen, stellten sich die Rabbiner gegen sie. In ruhigen Zeiten erfreuten sie die Menschen und stifteten manchmal auch Frieden zwischen Feinden. Carlo Schmidt schreibt: „Der jüdische Witz ist heiter hingegenommene Trauer über die Gegensätze dieser Welt. Er zeigt immer wieder auf, dass – eben in dieser Welt voller Logik – die Gleichungen, die ohne Rest aufgehen, nicht stimmen können.“ Sigmund Freud konnte zwar zu seinen Lebzeiten keinen einzigen Patienten mit seiner Psychoanalyse heilen, er erkannte aber mit genialer Hellsicht: „Der Witz ist die letzte Waffe des Wehrlosen.“

Die jüdische Schriftstellerin Salcia Landmann hat, neben einigen anderen Autoren, den jüdischen Witz erforscht. Sie zeigt in ihren Büchern frappierende Beispiele auf und folgert daraus, dass der jüdische Witz nur unter dem Druck des Leidens gedeihen konnte, das man erdulden musste, gepaart mit einer umfassenden Talmudbildung, die es möglich machte, jeden Lebensbereich gründlich und sarkastisch-kritisch auszu-leuchten. Beides sind Bedingungen und offenbar unentbehrliche Voraussetzungen

für den jüdischen Volkswitz, der diese gewaltigen Dimensionen in sich trägt.

Unterschiede

Wenn von jüdischen Witzen die Rede ist, sind die meisten Menschen der Meinung, dass es sich dabei um Witze über Juden handele. Die meisten der Witze über Juden sind jedoch nichts weiter als Spöttelei, oft gepaart mit einem großen Anteil von Antisemitismus, die sich im Niveau und der Qualität wesentlich von dem unterscheiden, was den echten jüdischen Witz ausmacht: Er stellt die Regeln des Lebens von innen her in Frage. In vielen der jüdischen Witze steckt etwas spezifisches, das in Dimensionen führt, vor denen die Witze anderer Völker meist halt machen.

In einem Eisenbahnabteil wird über berühmte Leute gesprochen. Am Fenster sitzt ein jüdischer Intellektueller und streut immer kurze Bemerkungen über die Herkunft der jeweiligen Personen ein.

„Einstein“

„Jude“

„Spinoza“

„Jude“

„Kolumbus“

„Marane, getaufter spanischer Jude“

„Mickiewicz“

„Seine Mutter war getaufte Jüdin“

Da kann die Dame, die neben ihm sitzt, nicht mehr an sich halten und ruft fassungslos: „Jesus, Maria“

Darauf der Intellektuelle: „Beides Juden“

Da ist das Gesetz, unerbittlich genau in seinen Vorschriften, das ganze Leben durchziehend. Aber da ist auch das Leben selbst mit all seinen Ansprüchen und Notwendigkeiten, mit seinen Genüssen und Verlockungen. Und da gibt es abseits vom Gesetz das Wissen, dass das Leben seine Wahrscheinlichkeiten, Möglichkeiten und Eventualitäten hat. Und letztendlich ist da auch die Schwachheit des Menschen, der Gesetz, Leben und sich selbst vereinen muss. Da hilft dann nichts anderes als Ironie.

Ein Jude holt sich Rat beim Rabbi. Drei Stunden lang nervt er den Rabbi, dann fragt er: „Rabbi, was soll ich tun?“ Der Rabbi antwortet ihm: „Du sollst dich taufen lassen.“ Der Jude ist beleidigt. „Rabbi, was soll das?“ Der Rabbi antwortet: „Na ja, dann wirst Du in Zukunft dem Pfarrer den Kopf verrückt machen und nicht mehr mir.“

Zwei Juden treffen sich auf der Kurpromenade in Baden-Baden. „Cohn, ich habe gehört, du bist geworden ein Ungläubiger?“ Cohn antwortet lapidar mit „Ja“. Sein Gegenüber „Dann glaubst du nicht mehr an Gott?“ „Nu, lass uns von was anderem reden.“

Am nächsten Tag, einem Sonntag, treffen sich die beiden wieder. „Cohn, es hat mir keine Ruhe gelassen die ganze Nacht. Glaubst du noch an Gott?“ „Nein.“ „Nu, hättest du mir auch gestern schon sagen können!“ „Bist Du meschugge?! Am Schabbat?“

Wie soll man denn sonst all die kleinen Treulosigkeiten dem Gesetz gegenüber verantworten und die unerwarteten Veränderungen der Lebensregeln hinnehmen? Und, was nutzt einem überhaupt das Wissen um die Regeln, wenn die Natur doch immer wieder vergisst, konkrete Situationen nach den Regeln einzurichten? Ist man denn nicht der Hereingefallene, wenn man das Wahrscheinliche mit dem Existenten gleichsetzt? Jeder Mensch weiß, dass Hunde, die bellen, nicht beißen. Aber weiß der Hund das auch?

„Chaim, der Rebbe meint, der Messias wird bald kommen.“

„Gott behüte, da wird doch meine ganze Verwandtschaft seit der Erstehung der Welt auferstehen – und sie werden zu mir kommen und bei mir wohnen wollen.“

Der Stolz auf all die Logik, auf die Macht des Geistes, steckt, bei aller Selbstironie, in der Geschichte des Reisenden, der im Eisenbahnabteil den Namen seines Gegenübers auf Grund der Überlegungen des

Reiseziels, des Alters und der Kleidung ausrechnet und so auf sicherem Weg vom Augenscheinlichen auf das Abstrakte kommt. Genau das Gegenteil bietet uns diese Variante:

Zwei Juden im Bahnabteil. Der Eine stellt sich vor: „Gestatten Sie, Mandelbaum.“

„Mandelbaum, Mandelbaum“, sagt sein Gegenüber nachdenklich. „Warten Sie, der Name kommt mir so bekannt vor. Sagen Sie, sind sie nicht so ein kleiner Dicker mit einer Glatze und einem roten Spitzbärtchen?“

Der Spott gebührt aber demjenigen, der glaubt, immer nur Schlauheiten kombinieren zu müssen, denn er weiß, dass er in einer Welt lebt, in der kaum noch jemand eine Tatsache einfach hinnimmt und man einen Menschen mit nichts sicherer in die Irre führt, als mit der Wahrheit selbst:

„Moische, wohin fährst Du?“ „Nach Wien. Ich will mich ein paar Tage erholen.“

„Moische, was soll das? Immer, wenn Du sagst, du fährst nach Wien, fährst du in Wahrheit nach Prag, um Geschäfte zu machen. Zufällig weiß ich aber, dass Du heute wirklich nach Wien fährst, warum lügst Du also?“

Die nächste Paradoxie steckt im Verhältnis der Größenordnungen, die einen Sachverhalt in sein Gegenteil umschlagen lassen kann:

„Wenn ein Kaufmann der Bank eine Million schuldet, hat die Bank ihn in der Hand, wenn er ihr aber 100 Millionen schuldet, hat er die Bank in seiner Hand.“

An diesem Witz zeigt sich auch ganz deutlich die Sozialkritik, die unglaublich vielen jüdischen Witzen eigen ist.

Den doppelten Boden erkennt man in den Geschichten über den ungebildeten Dorfjuden. Der Spott über ihn wird vom Hohn über den allzu gebildeten Spötter übertönt, der lächerlicher Weise von einem armen

Dorfjuden die Kenntnis rabbinischer Spitzfindigkeiten erwartet.

Den Gipfel nehmen aber die Witze ein, die jenseits aller Regeln und Gesetze das Heilige aufleuchten lassen, und aus denen man über jüdischen Glauben und Leben mehr erfahren kann als aus allen theologischen Bibliotheken.

*„Unser Rabbi spricht mit Gott selbst.“
„Das ist doch nicht wahr.“ „Doch, würde Gott denn mit einem Lügner sprechen?“*

Sagt dieser kurze Wortwechsel nicht alles über das Phänomen des Glaubens im jüdischen Stejhtl aus?

Jüdische Satire

Ein weiterer Aspekt, den man auch unter dem Begriff „Jüdischer Witz“ registrieren könnte, ist die jüdische Satire. Meister dieses Genres waren mit Sicherheit Kurt Tucholsky und Friedrich Hollaender. Aber auch nach der Shoa gab es viele jüdische Satiriker. Genannt seien hier zum Beispiel Gabriel Laub, vor allem aber Georg Kreisler, der mit seinen Liedern, mit den bekannt bissigen Texten, jüdische Satire ge-

radezu verkörpert. Im typischen Wiener Jiddisch erzählt er Geschichten zum Beispiel vom „Tauben vergiften im Park“, oder vom Onkel Joschi, der so ein bisschen meschugge ist. Auch wenn Oliver Pollock nicht jedem gefällt, auch mir nicht, kommt man nicht daran vorbei, dass er ein jüdischer Komödiant ist. Auch die schönste Definition von dem, was Satire ist, kommt von einem jüdischen Schriftsteller. Kurt Tucholsky definiert Satire so: „Satire ist, wenn einer einen guten Witz über etwas Existentes macht und ganz Deutschland sitzt auf dem Sofa und nimmt Übel.“

„Wie unterhält sich ein kluger polnischer Jude mit einem dummen?“

„Von New York aus, per Telefon.“

„Einstein sagte einmal: ‚Wenn ich mit meiner Relativitätstheorie recht habe, werden die Deutschen sagen, ich sei Deutscher, und die Franzosen, ich sei Weltbürger. Werde ich aber Unrecht haben, dann werden die Franzosen behaupten, ich sei Deutscher, und die Deutschen, ich sei Jude.‘“

Regelmäßige Veranstaltungen

Dienstag

Die Christliche Suchthilfe „Blaues Kreuz“ trifft sich jeden Dienstag um 19.30 Uhr im Kleinen Saal; Ansprechperson ist Frau Oehme, Tel.: 560 10 83.

Mittwoch

Der „Jerusalemmer Nachmittag. Gespräche über Gott und die Welt“ unter Leitung von Pastor Dr. Goßmann trifft sich jeden Mittwoch in der Vorhalle der Jerusalem-Kirche um 15.00 Uhr zu Kaffee, Tee und Gebäck. Nach einer Andacht gibt es Zeit für Gespräche.

Donnerstag

Jeden Donnerstag um 19.00 Uhr findet die Bibelstunde unter Leitung von Pastor Dr. Goßmann im Kleinen Gemeindesaal statt.

Ebenfalls an jedem Donnerstag findet um 19.30 Uhr unter Leitung von Frau Uta-Katharina George, Tel.: 038203-735557 / 040-493793, die Probe des Eimsbütteler Frauenchors in der Jerusalem-Kirche statt.

Sonntag

Jeden Sonntag wird um 10.00 Uhr in der Jerusalem-Kirche Gottesdienst gefeiert, am ersten Sonntag im Monat mit Heiligem Abendmahl.

An jedem zweiten Sonntag im Monat findet unter Leitung von Frau Dr. Renate Heidner um 11.30 Uhr eine Führung durch das Jerusalem-Ensemble statt.

* * *

Neues von der Musik von Germaine Paetau

Drei Konzerte gab es im letzten Quartal. Musikalisch begann der Februar mit einem beeindruckenden Nachmittag, „Jahreszeiten der Liebe“ genannt. Dana Zeimer (Sopran), Natalia Krel (Klavier) und Rostislav Golod (Geige) führten uns zurück in den Barock, die Klassik und den Impressionismus. Es gab kunstvolle Arien aus den Opern „Julius Cäsar“ oder „Cosí fan tutte“ zu hören ebenso wie spanische Klänge aus den „Canciones Amatorias“ oder den „Los Bilbilicos“ von Granados. Rostislav Golod und Natalia Krel führten uns den 1. Satz der „Vier Jahreszeiten“ von Vivaldi vor und das „Rondo alla Turca“ von Mozart. Das berührende Konzert endete mit zwei Zugaben, darunter das „Alleluja“ aus „Exsultate, Jubilate“ von Mozart.

7 Wochen später war die Durlanik-Musikgruppe zu Gast und bot uns zwei intensive Stunden lang türkische Melodien dar. Starke Stimmen und nahe gehende Texte, die für uns ins Deutsche übersetzt wurden, begeisterten das Publikum.

Den Abschluss bildete das Konzert von AlmostPop, das am 1. April dreieinhalb Stunden lang zweihundertfünfzig Zuhörer*innen zu stehenden Ovationen hinriss. Zu hören waren Stücke der letzten vierzig Jahre der Rock- und Popmusik, vorgetragen von vielseitigen Instrumentalist*innen und Sänger*innen des generations- und



genreübergreifenden Projektes. Die Gruppe plant schon einen weiteren Abend hier bei uns in der Jerusalem-Kirche – nicht zuletzt wegen der sehr guten Stimmung und auch, weil das Projekt hier so freundlich und hilfsbereit aufgenommen wurde.

Neuerscheinung

In der Buchreihe der Jerusalem-Akademie ‚Jerusalem-Texte. Schriften aus der Arbeit der Jerusalem-Akademie‘ ist ein neuer Band erschienen:

Band 17:

Michaela Will, Rabbinat bei Franz Rosenzweig, 2017, 102 S., ISBN 978-3-95948-240-0, 15.- €

Franz Rosenzweigs Verständnis von Identität und Aufgabe des Rabbinats entwickelt sich in der Begegnung mit unter-

schiedlichen Rabbinern seiner Zeit wie auch im Dialog mit jüdischer Tradition und Moderne. Seine Biographie, seine Lehrhausarbeit und seine Philosophie sind in dieser Facette seines Denkens eng miteinander verbunden.

Insofern lässt sich das vorliegende Buch auch als Einführung in Rosenzweigs Leben und Werk lesen. Zugleich ermöglicht es einen Einblick in zentrale Aspekte jüdischen Denkens.



Abschlusskolloquium – ein Erlebnisbericht von Helga Kießling

24. April 2017, 9.45 Uhr, Behrmann-Raum im 1. Stock des Gemeindehauses der St. Michaelisgemeinde: Um einen aus Elementen zu einem lang gestreckten Oval gebildeten Tisch sitzen 25 Menschen über einer Tasse Kaffee im Gespräch. Es ist ein lebhaftes, entspanntes Gespräch, obwohl zwölf in diesem Oval, vermute ich, unter Spannung stehen. Für sie ist es das Abschlusskolloquium ihres Einführungslehrgangs für die Tätigkeit als kirchlich anerkannter Küster. Wir, Frau Blass, Herr Dr. Arretz, Herr Pastor Dr. Goßmann, mein Mann und ich sind als Gäste gekommen, um unseren Küster, Herrn Rüdiger Sollfrank, in dieser Prüfung zu begleiten.

Was macht eigentlich ein Küster? Unser Küster? Als Gottesdienstbesucher, der die Kirche betritt, sehe und erlebe ich nur das Resultat seines Tuns: die brennenden Kerzen auf dem Altar und der Menora, den frischen, leuchtenden Blumenstrauß auf dem Altar, das passende Parament, die gesteckte Liedertafel, die eingestellte Mikrofön, die eingeschaltete Übertragungsanlage ins Krankenhaus; dazu das, was dieser Wahrnehmung vorausging: die Begegnung mit dem Küster gleich am Eingang der Kirche. Sein freundliches Gesicht, seine herzliche Begrüßung, sein Wunsch: „Ich wünsche Ihnen einen gesegneten Sonntag“, die Überreichung des Gesangbuchs und des Psalmenhefts. Das alles nehme ich mit an meinen Platz auf der Kirchenbank. Und nach dem Gottesdienst, bevor ich mich an den gedeckten und geschmückten Tisch zum Kirchenkaffee mit allen Gottesdienstbesuchern setze, begegne ich ihm noch einmal an der Kirchentür. Er sammelt die Kollekte ein, dankt jedem für

seine Gabe. Aber was muss ein Küster für einen Abendmahls-, Tauf- und Konfirmationsgottesdienst vorbereiten? Für eine Trauung? Wie muss er in einem Notfall handeln? Welchen Platz einem Behinderten im Rollstuhl anbieten? Wo kann ein Rollator sicher abgestellt werden? Was tun bei entstehender Unruhe während des Gottesdienstes? Welche Vorschriften muss er in Bezug auf Arbeitssicherheit, Gebäudesicherheit und Denkmalschutz kennen, um sie ggf. anwenden zu können? Auch eventuell gestellte Fragen nach der Struktur der Nordkirche muss er beantworten können.

Die Prüflinge, eingeteilt in vier Gruppen, haben sie durch ihren jeweiligen Vortrag über „Dienst am Altar“, „Umgang mit Menschen“, „Arbeitssicherheit, Bauwesen, Denkmalschutz“, „Struktur der Nordkirche“ erst bei mir geweckt und gleichzeitig beantwortet, präzisiert

durch ihre Antworten auf die Fragen der drei Prüfer. Um kurz vor 12:00 Uhr ist das Kolloquium beendet. Alle haben bestanden! Wir gehen in den „Michel“ zur Mittagsandacht. Danach erleben wir in der Sakristei die feierliche Aushändigung der Zertifikate, die von den guten Wünschen der Ausbilder begleitet wird. Es folgen der Fototermin und ein gemeinsames Essen. Ich gehe jetzt in Gedanken noch einmal zurück in den Behrmann-Raum. Nach Ende des Kolloquiums bittet Herr Pastor Dr. Goßmann ums Wort. Es wird wieder still, und wir hören, wie er wahrscheinlich allen Gästen aus dem Herzen spricht, was wir in den gerade vergangenen Stunden erkannt und gefühlt haben: das umfangreiche, verantwortungsvolle und einfühlsame Tun des Küsters.



**Veranstaltungskalender der Jerusalem-Gemeinde
von Juni bis August 2017**

**Gottesdienst
Sonntag, 10.00 Uhr**

- 04.06. **Pfingstsonntag**
Dr. Wolfgang Seibert, Prof. Dr. Helga Kuhlmann, Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 11.06. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 18.06. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 25.06. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann und der Eimsbütteler Frauenchor
- 02.07. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
mit Heiligem Abendmahl
- 09.07. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 16.07. **Sommerfest**
11.00 Pastor Reinhard Brunner, Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann und Pastor Oliver Haupt
- 23.07. Prof. Dr. Helga Kuhlmann (Predigt) und Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann (Liturgie)
- 30.07. Pastor Rien van der Vegt
- 06.08. Diakon Uwe Loose
mit Heiligem Abendmahl
- 13.08. Pastorin Dorothea Pape
- 20.08. **10. Sonntag nach Trinitatis**
Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann und Dr. Wolfgang Seibert
- 27.08. Prof. Dr. Gabriele Schmidt-Lauber

**Bibelstunde
Donnerstag, 19.00 Uhr**

- 01.06. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 08.06. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 15.06. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 22.06. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 29.06. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 06.07. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 13.07. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 20.07. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 27.07. Pastor Dr. Olaf Krämer
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 03.08. Pastor Horst-Dieter Schultz
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 10.08. Pastor Oliver Haupt
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 17.08. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 24.08. Dr. Günther Kießling
Thema: Die Offenbarung des Johannes
- 31.08. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
Thema: Die Offenbarung des Johannes

**Kinderbetreuung an jedem ersten Sonntag im Monat, außer in den Ferien,
durch Frau Monika Sauter. Änderungen behalten wir uns vor.**

„Haus 8“ wird umgebaut

Jerusalem in österlicher Zeit – da wurden die Gerüste trotz kühler Temperaturen aufgebaut, denn die Modernisierung des Schwesternwohnheims beinhaltet auch eine umfangreiche Sanierung der Fassade. Eigentlich sollte alles schon im Sommer des letzten Jahres beginnen, aber fehlende Dokumente und notwendige Prüfungen führten zu größeren Verzögerungen und schließlich zur Verschiebung. Nun ist es also Mai geworden und alle Zimmer im nordwestlichen Bereich sind frei. Schließlich wurde alles aus den Zimmern entfernt, von den Schränken über Heizungen, den Türen und der Badeinrichtung bis zu den Fenstern. Alles muss raus, und alles wird neu. Nicht zuletzt die Brandschutzbestimmungen, nach denen die Pantry Küchen im Flur unzulässig sind, haben zu diesem umfänglichen Ansatz ge-

führt. Anfang Juni wird bereits der Anschluss für die Fernwärme gelegt werden und Anfang Juli sollen die mit neuen Bädern und Küchen ausgestatteten Wohnungen bezugsfähig sein. Unsere Bewohner können dann in die kleinen Wohnungen mit gut 18 qm und die größeren mit 25,5 qm umziehen. Nach diesem Umzug wird der südöstliche Strang (ehemals Zimmer 3-5) umgebaut werden, ebenso wie die Zimmer im 8. Stock und die ehemalige Bibliothek im Erdgeschoss. Mitte November 2017 soll das

Schwesterwohnheim im neuen Glanz erstrahlen und innen so behaglich wie modern sein. Bis dahin setzen wir aus der Arbeitsgruppe Bau auf die Hilfe und

die tatkräftige Unterstützung der vielen Ehrenamtlichen und das Verständnis unserer Mieter.

Dr. Michael Arretz
Vorsitzender des Kirchengemeinderates



Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa: IBAN – DE33 2005 0550 1211 1292 16 BIC – HASPDEHHXXX
Evangelische Bank eG: IBAN – DE25520604106306446019 BIC – GENO DEF1 EK1

Förderverein Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.

Haspa: IBAN – DE40 2005 0550 1211 1237 55 BIC – HASPDEHHXXX



Grafik: Jerusalem-Archiv